

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 14 (1888)
Heft: 9

Artikel: Abschiedsverse an Nanette Zwiebelkind : bei ihrem Schreiben von der "goldenen Blume"
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-428113>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Abschiedsverse an Nanette Zwiebelkind bei ihrem Scheiden von der „goldenen Blume“.

Nanette, schönes Frauenzimmer,
Sie scheiden nun von hier;
Am selben Platz bleibt man nicht immer,
Nicht stets in dem Quartier.
Das aber mögen stets Sie glauben,
So weit's gestatten Nam' und Stand,
Ich lass' die Neigung nie mir tauben,
Die für Nanette ich empfand.

Amplius, Rentier.

Ich hab' Dich immer treu geliebt,
Im Frühling und im Winter,
Wie's keine treuere Liebe gibt,
Nun komm' ich erst dahinter.
Das Leben, das verändert sich,
Das mußt Du nun erfahren,
Und siehst Du Disteln, den' an mich,
Wie wir einst fröhlich waren.

Elias Knopp.

Ich bin ein Infanteriereut,.
Wie man am Bers schon merken thut;
Zweihundertneunzehn Paragraphen
Mußt lernen ich vom Reglement,
Die alle nur den Dienst betrafen,
Sonst gäbs ein Himmelskatterment.
Nur Ein's steht nicht im Büchlein drinn'
Daß ich Dein treuester Frihe bin.

Nanette, zur „goldenen Blume“,
's ist keine so schön wie Du!
Ich bichte zu Deinem Ruhme-
Und trink' eine Maas dazu.

Der blonde Kaveri.

Schön'res weiß ich wahrlich nicht zu schiden
Als mein Bildniß, das ich Dir verhiß,
Davon ich, Dich monnig zu entzünden,
Jüngst ein Viertelbuzend machen ließ.
Mög' es freuen Dich in Gottes Namen,
Sei's im Album, sei's in Glas und Rahmen.

Theobald Schwartenecker,
Zigarrenhändler und Spazierfläke.

(Vom 1. Juli an in der weißen Gasse, aber es
kommt noch in die Zeitung.)

Sah ein Knab' ein Mödlein steh'n,
Mödlein auf der Heide,
Gerne möcht' ich mit Dir geh'n
Als ein Schatz zur Weide.

J. B. Goethe und Guldreich Sensteig.

(NB. Der Andere ist in den Dreißiger Jahren
gestorben.)

Sternenätheruranionen
Um die Sonne und den Vollmond wohnen,
Aber Keiner ist so schön wie Du!
Möchten lustige Seelenzephyrinen
Ewig Dir im Dieß- und Jenwärts dienen!
Schaurig süß schließ' ich die Augen zu.

Bunnibald Donnevogel, Gymnasiast.

Ein farrirter Reisender,
Table d'hôte nur Speisender,
Jean Jacques Schächtele heißender,
Mädchen stets lobpreisender,
Viel Rabatt verheißender,
Dich vor Lieb' zerreißender,
In die Wangen heißender
sagt:
Adieu! A Dio! Lebewohl!
und empfiehlt sich
Deinem unauslöschlichen Andenken.

Da hauss' in der Kirch',
Da denk' ich an Dich!
Nanette, bleib' brav,
Du triegst noch a Graß,
Lass' nur net vom Glaube,
So kommst unter d' Haube!

Christhona Eifentrümmler.

Ueber Feuerbestattung.

Meine Damen und Herren! Endlich ist auch für Zürich die Zeit gekommen, in welcher man sich nach der wärmsten Mode begraben lassen kann. Ich muß sagen, ich freue mich schon darauf, obwohl diese Freude nicht ganz patriotisch ist. Denn, sehen Sie, unsere Vorfahren, die Pfahlbautenbewohner, ließen sich im Wasser begraben und wir wählen gerade das entgegengesetzte Element. Vielleicht thut man am Besten, sich zuerst verbrennen und dann seine Asche ins Wasser schütten zu lassen, um der Mode und der Pietät zu genügen.

Anstoßerregend dürfte allerdings noch die demokratische Gleichheit der Feuerbestattung sein. Ja, du lieber Himmel, Sie werden es doch einem vornehmen, gutsituierten Polizeipitgel nicht verdenken wollen, wenn er seiner bestattet werden will, als irgend ein Mensch, der so ordinär war, sein Leben lang ehrlich zu sein. Ich möchte vorschlagen, die Reichen mit Salonfeuerwerk zu verbrennen, die Armen aber ganz gewöhnlich mit Streichhölzern. Dessen gleichen möge man für die Vornehmen prächtige Aschen-Urnen herstellen, für die Armen würde z. B. ein gewöhnlicher Zigarrenbecher genügen.

Meine Herren und Damen! Sie sehen mich erstaunt an und fragen, wo meine demokratischen Grundsätze geblieben sind. O! Ich werde mich hüten. Wenn der Bundesrath so streng einschreitet, wie neulich, kann man gar nicht wissen, an wen demnächst die Reize kommt. Vielleicht wird gegen mich noch eine Disziplinaruntersuchung anhängig gemacht, und ich werde auf drei Monate von meinem Amte als Berichterstatter dispensirt.

Endlich möchte ich noch auf einen Uebelstand der Feuerbestattung aufmerksam machen — nämlich, mancher Gestorbene dürfte die große Hitze nicht vertragen können. Da setze ich mein volles Vertrauen in das acceptirte System und fordere Sie auf, mit mir in den Ruf einzustimmen: „Diejenigen, welche durch Feuer bestattet sind, leben hoch!“

An Flourens.

Wie schön hast Du bisher geschwiegen!
Bewundernd hörte man Dir zu,
Wenn Du nicht sprachst und feurig schwungvoll
Ganz stumm bleibst, stets in stolzer Ruh.
Wie hing man doch an Deinen Lippen,
Sobald man keinen Ton vernahm!
Wie staunte man ob jeder Suada,
Die nie aus Deinem Munde kam.
Doch, da Du sprachst in Briançon,
Da fand es gar kein Mensch mehr — bon.

Die gerettete Unschuld.

In Tessin ist die Aufführung von Mariavelli's „Mandragora“ verboten worden. Damit aber nicht genug: Die Tessiner Polizeiverwaltung beabsichtigt, von nun an alle unsittlichen und unreligiösen Stücke zu verbieten und einen eigenen Bühnendichter zu engagiren, welcher die nöthige Anzahl von Repertoirstücken in möglichst sittlicher Vollkommenheit herstellt.

Wir schlagen für denselben ein paar, in dieser Beziehung gewiß untadelhafte Dramenstoffe vor:

1. Der Schweineschinken. Familiendrama in fünf Akten. Der Bauer Hans Stumpf schickt regelmäßig, wenn er ein Schwein schlachtet, dem Herrn Pfarrer einen Schinken. Einmal vergißt er es. Seitdem treffen ihn tausend Widerwärtigkeiten. Ein Pferd wird krank, die Schwiegermutter kommt zum Besuch, seine Zungen zerreißen die Hosen, seine Frau kriegt wiederholt Zwillinge u. s. w. Schließlich fällt ihm seine Vergesslichkeit ein, er schickt dem Pfarrer als Ersatz zwei Schinken, und seitdem kehrt das häusliche Familienglück wieder ein.

2. Das vertriebene Gespenst. Der Wirth Dümmler ist ein frommer Mann. Trotzdem erscheint ihm allnächtlich ein Gespenst, welches ihm sagt, es sei sein Großvater. Er habe bei Lebzeiten vergessen, eine gewisse Schuld an ein gewisses Kloster zu bezahlen, deshalb müsse er umgehen. Merkwürdigerweise sieht das großväterliche Gespenst dem Vater Fulgentius sehr ähnlich, welcher im Hause Dümmler's verkehrt. Auf Befragen erklärt der Vater, die Gespenster pflegten gerne die Gestalt besonders frommer Personen anzunehmen. Der Spuk dauert so lange fort, bis Dümmler tausend Franken an das Kloster bezahlt.

Ein Traum.

Ach, ich war mir jüngst im Traume
Uns'res Jammers voll bewusst,
Denn der Schickung schwarzer Engel
Sass als Alp auf meiner Brust.

Kaiser war Herr von Puttkamer,
Seine Krone trug er stolz,
Freilich, als ich näher hinsah,
War die Krone nur von Holz.

Keinen Sozialisten sah ich,
Alle waren internirt;
Auf den Plätzen, in den Strassen
Wurde wacker exerziert.

Endlich sah ich auch noch Bürger
Aus den Häusern blicken scheu,
Und ich war drob schier verwundert,
Dass die Zivilisten frei.

Und ich fragte ehorbietigst
Bei 'nem Polizisten an,
Wie man in den jetz'gen Zeiten
Zivilisten dulden kann?

Und der Hüter des Gesetzes,
Er erwiderte mir grob:
„Diese müssen Steuer zahlen,
„Dazu brauchen wir den Mob.“